Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 113 (2019)
Heft: 1-2

Artikel: Das Reich Gottes im Blick
Autor: Ammann, Christoph
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-868045

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Meiner Ansicht nach ist nicht die kulturrelativistische Haltung, die der SP von Kacem El Ghazzali (Autor und Islamkritiker) vorgeworfen wird, Grund für das Ausbleiben einer klaren Stellungnahme zu dieser Frage. Dass ein Verbot wenig nützt, zeigt das Beispiel Frankreich, wo Bussen mitunter von reichen Muslimen bezahlt werden. Aber wie soll der Staat sonst mit patriarchalen Verhältnissen in einer Religion umgehen? Diese Frage konnte die SP noch nicht beantworten. Sie unterstützt jedoch verschiedene Massnahmen zur Förderung der Sicherheit von Frauen, etwa durch die Unterstützung der Istanbul-Konvention gegen geschlechtsspezifische und häusliche Gewalt.

Religionen sind Gemeinschaften, die das Leben von Menschen auf einer integrativen, normativen und gesellschaftlichen Ebene stark beeinflussen können. Deshalb kann man Religionen nicht wie Fussballvereine oder Chöre behandeln. Die Frage, wie der Staat in ideologiestiftenden Gemeinschaften Grundrechte gewährleisten kann, ist schwierig zu beantworten. Denn es ist unklar, welche Massnahmen zu welchen Wirkungen führen oder ob und wie diese die Religionsfreiheit einschränken. Die Frage kann aber nicht beantwortet werden, ohne eine grundlegende Haltung zum Verhältnis von Religion und Staat zu entwickeln.

Mit integraUNIVERSELL bin ich der Ansicht, dass die Diskussion zu diesem Verhältnis in der SP dringend und grundsätzlich geführt werden sollte. Die Politik der öffentlich-rechtlichen Anerkennung birgt meiner Meinung nach einige Probleme. Man priorisiert zwangsweise Religionsgemeinschaften, wenn nicht alle gleichermassen anerkannt werden. Die aufklärerische Haltung der SP sollte aber in eine strikte Trennung von Religion und Staat münden und einen neuen Weg der Zusammenarbeit suchen, der unabhängig ist von einer öffentlich-rechtlichen Anerkennung einzelner Gemeinschaften. Diese darf und kann nicht das Ziel einer Partei sein, die sich für Gleichheit sowie Religions- und Kulturvielfalt einsetzt. Der Staat muss die Demokratisierung und die Gleichberechtigung in und von allen Religionsgemeinschaften der Schweiz fordern und fördern. Dies ist aber nur mit Massnahmen möglich, die auch für alle gelten. ●

○ Fréderic Mader, *2000, ist Maturand am Gymnasium Hofwil bei Bern und seit 2014 Mitglied der Juso Schweiz. Er gründete 2015 das Jugendparlament der Stadt Bern mit und war dessen Co-Präsident. Er hat auch das Jugendparlament des Kanton Bern mitgegründet und ist in der Gründungsgruppe für den Nationalen Jugendrat. Seine Maturarbeit schrieb er zum Thema *Analyse der Religionspolitik der Sozialdemokratischen Partei Schweiz mit Fokus Islam*.

frederic.mader@outlook.de

Das Reich Gottes im Blick

Christoph Ammann

Der Relaunch der *Neuen Wege* gibt Anlass, über die Identität der Zeitschrift nachzudenken. Was könnte es heissen, religiös-sozial zu sein? Und was hat das mit dem Reich Gottes zu tun? Überlegungen vom Co-Präsidenten der Freundinnen und Freunde der *Neuen Wege*.

Die Frage, wer wir sind – als Einzelne oder als Kollektiv –, zielt nicht nur auf ein konstatierendes «So bin/sind wir eben». Sie hat zugleich einen normativen Aspekt: «Wie wollen wir sein?» – «Sind wir auch das, was wir vorgeben zu sein?» – «Verdienen wir die Begriffe auch, die wir auf uns anwenden?»

Unsere Identität ist nicht in derselben Art festgelegt wie die eines Gegenstands, der mit sich über die Zeit hinweg identisch bleibt. Menschen oder Institutionen können sich verändern und sich dennoch selbst treu bleiben. Paul Ricoeur veranschaulicht diese Form der Identität am Phänomen des Versprechens und

der Art und Weise, wie Menschen sich durch ein Versprechen sowohl frei binden als auch von ihm gebunden werden.

Die *Neuen Wege,* so scheint mir, sind in einer solchen Weise gebunden. So heisst es in den Leitlinien von 2016: «Die *Neuen Wege* sind dem Erbe des Religiösen Sozialismus verpflichtet und beziehen sich auf dessen theologischen Vordenker Leonhard Ragaz.» Dieser spezifischen Geschichte, diesem Erbe wissen sich die *Neuen Wege* verpflichtet. Aber sie sind nicht bloss Nachlassverwalter des Erbes grosser Männer und Frauen. Vielmehr wollen sie die Geschichte, die diese Gestalten geprägt haben, auf eine neue, kreative Weise fortschreiben. Beide Pole, Vergangenheit und Zukunft, Tradition und Innovation, sind gleichermassen wichtig. Ein Projekt fortführen, das geschieht nicht nur im Blick auf die Vergangenheit, also das Erbe, das verwaltet wird. Es geschieht genauso im Hinblick auf die Zukunft, ist also eine wesentlich *kreative* Aufgabe.

Gegen die GeschichtsverächterInnen jeder Couleur ist freilich zu betonen, dass es den Blick zurück braucht. Und zwar nicht nur, um die Fehler der Vergangenheit zu vermeiden, die zu wiederholen ohne Geschichtsbewusstsein gleichsam «zwingend» ist. Es braucht den Blick zurück und die Pflege der Tradition auch, um die Kontinuität mit der Vergangenheit zu gewährleisten. Die *Neuen Wege* sollen also ihren Charakter als Bewegung durchaus behalten und pflegen. Sie sollen zurückschauen, die Erinnerung an die Gründerväter und -mütter pflegen, sie sollen Jubiläen feiern, wenn es an der Zeit ist. Sie sollen Artikel veröffentlichen zur Geschichte der religiös-sozialen Bewegung und deren Sternstunden (und Sündenfällen). Aber sie sollen nicht meinen, mit dem Blick in die Vergangenheit sei sichergestellt, dass sie sich selbst treu bleiben.

ChristIn sein – ChristIn werden

Søren Kierkegaard, zugegebenermassen nicht unbedingt ein Religiös-Sozialer *avant la lettre,* hat seine dänischen ZeitgenossInnen, die sich ganz selbstverständlich als Christenmenschen verstanden haben, mit hoher Penetranz daran erinnert, dass es eben gar nicht selbstverständlich ist, Christ oder Christin zu sein. Seine Frage, ob es in der ganzen Christenheit auch nur einen einzigen Christen gebe, der diesen Namen verdiene, macht nur Sinn unter der Voraussetzung, dass man auch etwas anderes sein kann, als man zu sein vermeint: dass man zum Beispiel in der vollen Überzeugung lebt, Christ zu sein, aber jeden Sinn dafür verloren hat, was es eigentlich *hiesse,* Christin zu sein. Was dann übrig bleibt, ist eine Karikatur christlichen Lebens, die ganz wesentlich dadurch gekennzeichnet ist, dass sie den Anspruch negiert oder missversteht, der darin liegt, Christ zu sein. Denn Christin ist man nicht einfach dadurch, dass man in die Kirche hinein geboren wird, getauft ist, zum Abendmahl geht, die Werke der Barmherzigkeit übt und so weiter und so fort. «Christsein» ist eine Existenzbestimmung, also eine, die mit dem Anspruch einher geht, sich selbst auf eine bestimmte Weise zu verstehen und zu bestimmen und folglich etwas, was man nie einfach *ist,* sondern immer wieder neu *werden* muss.

Religiös-sozial?

Wir sollten, so möchte ich vorschlagen, den Ausdruck «religiös-sozial» in einer ganz ähnlichen Weise verstehen: nicht als einen Ausdruck, der uns selbst beschreibt und dadurch hilft, uns als Teil einer «In-Group» von anderen zu unterscheiden, die nicht dazu gehören, sondern vielmehr als Begriff, der mit einem Anspruch an uns selbst einhergeht. Religiös-sozial, das sind wir dann nicht einfach, indem wir zum Beispiel Mitglied in der SP und gleichzeitig Mitglied einer Religionsgemeinschaft sind. Religiös-sozial, das sind wir, solange und insofern wir uns selbst und alles, was ist, auf eine bestimmte Weise *verstehen.* Oder anders formuliert: Religiös-sozial sind wir, insofern unsere Wahrnehmung und unsere Praxis in erkennbarer Kontinuität zur religiös-sozialen Tradition (etwa zu Leonhard und Clara Ragaz) steht. In dieser Tradition zu stehen, hiesse gerade nicht, genau das Gleiche zu sagen und zu tun wie diese Leitgestalten. Wer das Gleiche wiederholt, tut gerade nicht das Gleiche. Der Anspruch muss vielmehr sein, das Gleiche immer wieder *neu* zu sagen und zu tun. Sich in dieser Tradition zu verstehen, beinhaltet den Anspruch und die Zumutung, auf eine neue, andere Weise dasselbe zu tun. Es bedeutet auch die ständige Auseinandersetzung darüber, worin sich die Kontinuität mit der Vergangenheit zeigt, das heisst, welche Elemente identitätskonstitutiv sind und welche nicht. *Das* hiesse es, in meinen Augen, «dem Erbe des Religiösen Sozialismus» treu zu sein.

Bleiben wir beim Ausdruck «religiös-sozial». Man könnte ja meinen, es sei ganz selbstverständlich, was diese Worte bedeuten. Ich bin und war nie mit dieser Gewissheit gesegnet. Die Frage, ob ich selber «religiös-sozial» bin, hat mich immer mit einer gewissen Verlegenheit erfüllt. Da kommt es mir ganz gelegen,

Das Reich Gottes ist die Aufhebung aller Religion

dass bei Ragaz zu lesen ist, dass auch ihm an der Bezeichnung «religiös-sozial» nicht viel lag. Sie sei «durch blossen Zufall entstanden und an sich bedeutungslos», schrieb er 1914 in den *Neuen Wegen*. Wer sich daran störe, solle sie vermeiden, und «man soll auch nichts Besonderes dahinter suchen» und sich auch nicht darüber aufregen.

Ein Grund dafür, warum für Ragaz der farblose Ausdruck «religiös-sozial» nicht viel mehr als eine Notlösung war, ist die Tatsache, dass damit der für Ragaz zentrale Gegensatz zwischen Religion und Reich Gottes tendenziell verwischt wird. An diesen Gegensatz zu erinnern, scheint mir nun aber gerade heute von besonderer Bedeutung zu sein. Denn wenn wir uns heute Gedanken darüber machen, was die *Neuen Wege* sein sollen, würde es nicht einer gewissen Ironie entbehren, wenn wir ganz selbstverständlich meinten, «Religiös-Soziale» seien solche, die gleichzeitig die Adjektive «religiös» oder «sozial(istisch)» als treffende Selbstbezeichnung akzeptieren würden und damit vom Rest der Menschheit unterschieden seien. Ironisch wäre das insofern, als dass wir dann – nicht unähnlich den KirchenchristInnen, denen Kierkegaard den Spiegel vorhalten wollte – einer Form der Selbsttäuschung aufsässen. Im Falle Kierkegaards betraf diese die Bezeichnung «Christ», in unserem Fall wäre es die Bezeichnung «religiös», aber bei genauerem Hinsehen ist das Missverständnis, um das es in beiden Fällen geht, von ganz ähnlicher Art.

Reich Gottes, nicht Religion

Einen der zentralen programmatischen Texte der religiös-sozialen Bewegung und unserer Zeitschrift hat Ragaz mit *Nicht Religion, sondern Reich Gottes* betitelt (NW 6/1917, S. 295–306). Darin schreibt er mit unmissverständlicher Klarheit: «Das Reich Gottes ist keine Religion; es bedeutet eher die Aufhebung aller Religion.» Und 1925 bemerkt er, dass es «etwas seltsam» sei, dass gerade eine Bewegung «religiös-sozial» heissen soll, die so stark den Gegensatz zwischen Religion und Reich Gottes und das Problematische aller blossen «Religion» hervorhebt (NW 5/1982, S. 182). Worin also besteht der offenbar für das religiös-soziale Profil konstitutive Gegensatz von Reich Gottes und Religion?

Die Religion sieht Ragaz durch eine Reihe von charakteristischen Merkmalen gekennzeichnet: Einmal eine bestimmte «Lehre», nämlich «eine Lehre von Gott und göttlichen Dingen»; sodann «bestimmte Bräuche und Sitten, Übungen und Einrichtungen», vor allem aber einen «Kultus»; dann «eine Gemeinschaft, die sich um diese Lehre und diesen Gottesdienst sammelt»; ferner «eine Organisation zur Einrichtung dieses Gottesdienstes, Regelung dieser Gemeinschaft und zur Tradierung der Botschaft; zuletzt irgendeine Form von Bekenntnis». *(Nicht Religion, sondern Reich Gottes,* S. 296)

Auf den ersten Blick sieht es so aus, als würde Ragaz einfach die institutionell verkrusteten Formen von Religion kritisieren. Aber wer nun meint, Ragaz stelle – ganz auf der Linie vieler Heutiger – der starren, dogmatisch fixierten kirchlichen (oder sonstwie gemeinschaftlich organisierten) Religion einfach den lebendigen Glauben des «ungebundenen» Individuums gegenüber, wird sogleich eines Besseren belehrt. Ragaz fügt nämlich hinzu, dass lebendige Religion (im Gefolge Friedrich Schleiermachers und seiner Erben) «vor allem eine Sache des Gefühls, der Stimmung und Empfindung» ist. Aber diese auf Innerlichkeit gerichtete Religiosität, die heute wohl manche lieber als «Spiritualität» bezeichnen würden, verfällt ebenso der Ragaz'schen Kritik. Die Alternative zum dogmatischen, institutionell erstarrten Kirchenchristentum ist also nicht der harmlose private Glaube des Individuums «an eine höhere Macht».

Weder dogmatisch noch privat-innerlich

Was Ragaz an beiden Erscheinungsweisen der Religion – der dogmatisch verkrusteten und der privat-innerlichen – stört, ist, dass das Religiöse darin zu einem «Gebilde für sich» wird, einem eigenen Lebensbereich, einer abgrenzbaren Sphäre der (menschlichen) Realität. Ist erkannt, dass dies der Fokus der Ragaz'schen Religionskritik ist, wird auch deutlich, dass sie genau so aktuell ist wie damals. Denn der Sinn dafür, dass es im Christentum um etwas anderes gehen könnte als um Religion, dass es für Christinnen und Christen wichtig sein könnte, auf der Differenz von Christsein und Religion zu beharren, ist heute bestimmt nicht stärker ausgeprägt als vor hundert Jahren. So wird denn auch mit grösster Selbstverständlichkeit Religion (in ihrer Vielfalt) als ein eigenständiges, klar abgrenzbares Phänomen wissenschaftlich untersucht und analysiert. Oder es wird, so mein Eindruck, selbst innerhalb der Kirche beständig der Eindruck erweckt, als sei Christsein und der Einsatz für den Fortbestand der Kirche dasselbe. Was Ragaz nun an dieser Konzeptualisierung von Religion als einer eigenen, von anderen Lebensbereichen wie Sittlichkeit, Kunst, Wissenschaft oder Politik separierbaren Sphäre stört, ist, dass sie das Spezifische an der jesuanischen Verkündigung des Gottesreiches gerade unsichtbar macht. Was Jesus will, ist nicht, die Menschen «religiös» zu machen oder die Religiosität im Menschen zu fördern. Nein, «das, was Jesus will, ist [...] so ziemlich das Gegenteil» davon (S. 297); und eigentlich, fügt Ragaz hinzu, gilt das bereits von Israel, von Mose und erst recht von den Propheten. In deren Fussstapfen hat Jesus «nicht nur *keine neue* Religion gebracht, sondern überhaupt *keine Religion*» (ebd.). Ragaz stellt sich also, indem er das Profil seiner religiös-sozialen Weltsicht herausarbeitet, selber in eine Traditionslinie, die von den alttestamentlichen Propheten mit ihrer Kultkritik über Jesus bis in die Gegenwart reicht. Als Gegenbegriff zur Religion rückt die Vokabel «Reich Gottes» ins Zentrum: «Nicht eine Religion will [Jesus], sondern ein Reich, eine neue Schöpfung, eine neue Welt. Er will Gott, den Menschen, den Bruder, die neue Gerechtigkeit, die Befreiung der Welt aus Angst und Sinnlichkeit, Mammonismus, Verzweiflung, Tod und – Religion!» (ebd.), wie Ragaz mit beträchtlichem Pathos feststellt. Im Gegensatz zur Religion, die ein menschliches Gebilde darstellt, eine im guten Fall edle Ausdrucksform des menschlichen Geistes, wird das Reich Gottes da Wirklichkeit, wo Gott «auf die Welt» kommt, wo «der Mensch sich mit *ihm* berührt, in *sein* Licht kommt» (S. 306). Das Reich Gottes ist «ein aus Gott geborener Weltzustand, keine Religion» (S. 297). Will Letztere den Menschen nach oben, zu Gott erheben, ist das Christentum im Grunde an der entgegengesetzten Bewegung orientiert: am Zur-Welt-Kommen Gottes, wie es in der Bitte «Dein Reich komme!» verdichtet ist.

Und die Sozialdemokratie?

Die Orientierung am Gottesreich ist auch der Schlüssel, um den zweiten Teil der Wendung «religiös-sozial» zu verstehen, denn wir – so schreibt Ragaz 1917 in *Unser Sozialismus* – «sind zur Sozialdemokratie gegangen, weil wir darin etwas vom Gottesreich zu finden glaubten, und zwar vom Gottesreich im Gegensatz zur Religion.» (NW 11/1917, S. 585). Für Ragaz ist nicht der Sozialismus etwas, das zur Orientierung am Reich Gottes hinzukäme, vielmehr

deutet er den Sozialismus als «ein wunderbares Auftauchen des alten Gottesreichsgedanken» (NW 1/1914, S. 7) Freilich wirft er sodann der sozialdemokratischen Partei vor, selber zu einer Religion, einer Kirche geworden zu sein. Ganz ähnlich wie im Blick auf die Kirche, bei der anstelle der Orientierung am Gottesreich der Drang zur Selbsterhaltung trat, stellt Ragaz in Bezug auf die SP fest: «Die Partei verlor das Bewusstsein der letzten Ziele, für die sie eigentlich vorhanden wäre und wurde eine Sache, die für sich selbst galt.» (ebd, S. 597). Sowohl Kirche wie auch Partei werden also daran gemessen, inwiefern sie der Verwirklichung des Gottesreichs dienen. Darin besteht ihr *Telos,* ihr Daseinszweck. Auch darin wird exemplarisch deutlich, dass Ragaz sich nicht als Christ *und* als Sozialist oder Sozialdemokrat versteht, als müssten beide Bestimmungen erst zusammengebracht werden. In der Orientierung am Reich Gottes, am Wirklichwerden des Guten in *dieser* Welt, ist vielmehr beides schon immer verbunden.

Die Orientierung am Reich Gottes

Auf der Linie von Ragaz lässt sich also sagen: Religiös-sozial sind wir, indem wir die Orientierung am Reich Gottes und die Arbeit daran im Blick haben. Die Formel «Orientierung am Reich Gottes» ist wie keine zweite geeignet, den religiös-sozialen Blick auf die Welt zu kennzeichnen. «Reich Gottes», das ist nicht etwas Separates neben oder jenseits der Wirklichkeit, in der wir Menschen unser Leben führen, aber es ist diese Welt *in einer bestimmten Perspektive.* Für diese ethische Orientierung ist «Reich Gottes» ein zentraler Begriff, weil er eine Vision des Zusammenlebens aller Menschen und – über Ragaz hinausgehend – aller Geschöpfe untereinander enthält, eine Vision, in der Gerechtigkeit und Friede sich küssen (Psalm 85). Vielleicht könnte man das Reich Gottes mit Ernst Blochs Worten als eine «konkrete Utopie» bezeichnen. Das Reich Gottes ist in paradigmatischer Weise das Noch-nicht-Realisierte. Die Orientierung am Reich Gottes impliziert also ein *unendliches,* nie abgeschlossenes Streben nach einer Transformation dieser Welt in eine gerechtere, friedlichere, bessere Welt.

Das Reich Gottes ist in dieser Weise auch die Vision des Guten, in deren Licht alles Negative sichtbar wird, das der Realisierung des Guten widerspricht oder ihr im Wege steht. Das Reich Gottes im Blick zu haben, heisst gerade nicht, das Böse, Ungute, Negative zu ignorieren, vielmehr wird dieses häufig erst so *als* böse und defizitär wahrnehmbar. Wer so auf die Welt blickt, erblickt nicht das Reich Gottes, sondern eine Welt, in der vieles im Argen liegt, in der etwa Profitgier, Gleichgültigkeit und Rücksichtlosigkeit florieren und Missstände geduldet oder gar kultiviert werden.

Das Reich Gottes hat also ethisch gesehen eine doppelte Funktion: Es formuliert sowohl ein Ideal, ein Endziel menschlichen Strebens als auch einen Massstab der Kritik an gegenwärtigen Zuständen und Mechanismen. Deshalb ist es konstitutiv für jene Wahrnehmung der Welt, für die die *Neuen Wege* stehen. Wichtig ist aber der Zusatz, dass damit diese religiös-soziale Linse nur auf denkbar allgemeine Weise charakterisiert ist. Was diese Linse zu sehen gibt, muss sich im Einzelfall zeigen. Mit Sicherheit heisst dies nicht, dass eine solche Linse jeden ethischen oder gesellschaftlich-politische Streitfall auf eine eindeutige Weise auflösen liesse. Es wird zu vielen Fragen nicht *die* religiös-soziale Art und Weise geben, einen Konflikt zu beschreiben oder ihn aufzulösen. Ganz allgemein sollten wir, gerade als Menschen, die am Reich Gottes orientiert sind, nicht nach der korrekten religiös-sozialen Lösung für ein Problem suchen, sondern nach der *richtigen* – einer sachgemässen, praktikablen und menschengemässen – Lösung. Das Reich Gottes im Blick zu haben, heisst gerade nicht, primär die religiös-soziale Bewegung oder einen Gott jenseits der Geschichte im Blick zu haben, sondern die Welt – und den Gott, der sich inmitten von ihr zeigt. ●

○ Christoph Ammann, *1972, ist Theologe und Ethiker. Er ist Pfarrer der ev.-ref. Kirche Zürich-Witikon und Co-Präsident der *Neuen Wege*.
ammann@neuewege.ch

Impuls

Landschaft predigen

Köbi Gantenbein
Ueli Greminger

Ein Pfarrer und der Chefredaktor der Architekturzeitschrift *Hochparterre* predigen am Eidg. Dank-, Buss- und Bettag miteinander über die zerstörerischen Schatten der Heimat, die auf die Landschaft fallen.

1.Akt

KG Bin ich in der Fremde, habe ich Heimweh. Das hat wohl auch mit dem Alter zu tun. Mit zwanzig Jahren kannte ich diese Melancholie nicht, dieses Drücken und Ziehen, wenn ich der Fremde bin, statt in meinem Haus in der Heimat im Unterdorf von Fläsch im Kanton Graubünden. Johannes Hofer hat das 1688 in seinem Buch *Medica de Nostalgia* erklärt. Es ist eine frühe Theorie der Heimat und des Heimwehs. Heimweh ist ein Leiden am Luftdruck. Im Tal drückt er stärker aufs Gehirn als in den Bergen. Kurz – Heimat ist nicht Kultur, sondern Biologie. Ich sitze also, zurück vom Fortsein, mit abschwellendem Hirn in meinem Haus. Da ist mir vieles heimatig. Leute und Landschaft. Und morgens um fünf Uhr klingt hell ein Kirchenglöcklein. Ich höre zu, freue mich, drehe mich um und schlafe selig weiter. Luftdruck gut, Heimat da.

Ich bin ein Träumer der besseren Welt in dieser Welt. Heimat für alle, nicht für wenige. Meine Heimat hat Substanz in Landschaften. Sie erhält dank Büchern Form in meinem Kopf. Ernst Bloch hat in *Prinzip Hoffnung* seine Gewissheit erglühen lassen: Wir werden die gute Welt herstellen in dieser Welt. Nach über 1600 Seiten schreibt er einen weit klingenden Schlussakkord: «Der Mensch lebt noch überall in der Vorgeschichte, ja alles und jedes steht noch vor Erschaffung der Welt, als einer rechten. Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfasst und das Seine ohne Entäusserung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.»

2. Akt

UG «O Thurgau du Heimat, wie bist du so schön», heisst es im Lied.

Als Thurgauer bin auch ich nicht ganz heimisch in der Stadt. Von Heimweh im biologischen Sinn kann da allerdings nicht die Rede sein. Ich habe kein Heimweh nach dem Thurgau, ich habe dort keine heimatliche Bleibe. Es ist bloss noch die Erinnerung da. Ich ahne, was Ernst Bloch mit Heimat meinte, dass sie allen in die Kindheit scheint, worin noch niemand war, wenn ich mich erinnere, wie wir als Kinder im grosselterlichen Haus im Schatten des grossen Viadukts der Mittelthurgaubahn in Bussnang bei Weinfelden die Ferienzeit verbrachten. Zusammen mit den gleichaltrigen Cousins in der Schreinereiwerkstatt unseres Grossvaters versteckten wir uns in den grossen Fässern. Der Grossvater war Küfer gewesen, und ich rieche heute noch den modrigen Geruch zwischen Hefe und Schimmel der alten Most- und Weinfässer. So ist mir Heimat kein realer Ort, wohin ich aus der Fremde flüchten kann. Heimat ist für mich wie das Paradies, das es nur als verlorenes gibt, wie die verspielten Momente der Kindheit, versteckt in einem alten Mostfass, das der Grossvater einst gezimmert hatte.

Beim Träumen hingegen treffen wir uns. Auch ich bin ein Träumer der besseren Welt in dieser Welt, da man einander gelten lässt, füreinander schaut.

Von den 25 Fragen, die Max Frisch auf seinem Fragebogen zur Heimat stellt, ist das nun die Frage, die ich Dir stelle, Köbi Gantenbein: Worauf kannst Du eher verzichten: auf Heimat oder auf die Fremde?

3. Akt

KG Auf die Fremde kann ich «eher» verzichten. Auch in der Fremde. Bin ich dort, mache ich mich gerne heimisch. Ich schmiege mich schnell ein in die fremde Stadt, nach drei Tagen bin ich fortan zur selben Zeit täglich in derselben Wirtschaft, trinke, was man dort trinkt, und bin stolz, wenn ich bald auswendig weiss, wann welches Tram wohin fährt.

Und ich verzichte «eher» auf Heimat. Als Bub bin ich in Büchern in die Fremde gereist. Schaue ich in meine Lesebiografie, so habe ich eine langjährige Liebe zu Landschaftsromanen.

Grossartig, wie Gerhard Meier die Landschaften von Amrain am Südfuss des Jura beschreibt, mir heimatlich fremd und fremd heimisch.

Aber ich will Heimat nicht verlieren. Ich will, dass ihre Substanz, die Landschaft, nicht weiter zerstört wird. Jede Sekunde verschwindet ein Quadratmeter unter Häusern, Strassen, Strässchen, Parkplätzen, Meliorationen, Lagern und Provisorien. Gut organisiert zerstören die in der Fédération des Profiteurs verbundenen Heimatliebenden die Landschaft. Mich erstaunt, mit welcher Wucht sie den Grund und Boden ihrer Heimat – die Landschaft – täglich malträtieren, plagen und ausbeuten; Heimat, die sie zu pflegen und hegen vorgeben, mit viel Geld für die Armee und mit Tiraden gegen fremde Vögte und gegen Menschen, die aus der Fremde zu uns flüchten, Heimat suchend.

Wir sind reich, und die Thermodynamik des Reichtums heisst Ausdehnung. Wir besetzen immer mehr Quadratmeter pro Kopf als Wohnraum. Als ich ein Bub war, waren es 20, heute sind es 45 Quadratmeter. Dazu das Automobil als Menschenrecht, dafür werden neue Stadtautobahnen gebaut in Luzern, Biel und Zürich-Rosengarten. Alles gegen die Landschaft, die nicht nur für sich da ist, sondern auch für uns. Mich bedrücken aber auch die vielen kleinen Vernichtungen. In meinem Nachbardorf Maienfeld wurde kürzlich aus einem Weglein, gesäumt von Trockenmauern und Bäumen, eine geteerte Strasse – Trockenmauer weg, Bäume weg, Insekten weg, Schmetterlinge weg, Eidechsen weg, Vögel weg. Landschaft leer. Traktor gut. Traktor schnell. Aus einer kleinen, völlig beiläufigen Schönlandschaft machen die Gewohnheit und der Unverstand eine Gebrauchslandschaft.

Weit gefehlt also, dass der Schatten der Fremde und der Fremden über der Heimat sei. Es liegt der Schatten der Heimatlichen über der Heimat.

4. Akt

UG Diese Worte erinnern an den Propheten Jeremia, der seinen Volksgenossen die Gerichtspredigt zumutete: Es sind nicht die fremden Völker, es ist das Volk Gottes selber, welches den Schatten wirft über die eigene Heimat, das verheissene Land: «Ihr habt Gott vertauscht gegen das, was nicht hilft. Erstarret darüber ihr Himmel und schaudert, entsetzt euch über die Massen. Spricht Gott, der Herr. Denn zweifach haben die Menschen gesündigt: Mich haben sie verlassen, den Quell lebendigen Wassers und sie haben Brunnen gegraben, rissige Brunnen, die das Wasser nicht halten.» (Jer 2, 11f.)

Eine alte Geschichte kehrt wieder und wieder: Über der Religion liegt der Schatten der Religiösen, die das Innere nach aussen kehren, die Gott vertauscht haben gegen das, was nicht hilft. Es ist unser Schatten, der über der uns vom Schöpfer geschenkten Lebensgrundlage liegt. Nicht die anderen, wir sind es, die den Schatten werfen, die sich gebärden, wie wenn wir selber die SchöpferInnen der Welt wären, die sie verbaut, zugemauert, verstellt haben, die vergessen haben, dass man das Wesentliche nicht selber erschaffen kann: Heimat, dass wir darin verweilen.

5. Akt

KG 2019 wird ein wichtiges Jahr der Landschaft und damit der Heimat. Wir werden am 10. Februar abstimmen über die Zersiedelungsinitiative der Jungen Grünen. Bald folgt eine neue Initiative der Umweltverbände. Sie will die Substanz von Landschaft schützen – die Gebiete sichern, auf denen nicht gebaut werden kann. Und uns anregen, zu bauen, wo schon jemand ist. Es hat da noch viel Platz. Wir werden auch miterleben, wie das Parlament das Raumplanungsgesetz revidieren und das Gegenteil beschliessen wird: eine weitere Ausbreitung der Bauzonen mit Sonderrechten aller Art. Im Kanton Graubünden zum Beispiel stehen 70 000 nicht mehr gebrauchte Ställe ausserhalb der Bauzone. Statt nicht mehr gebraucht einschlafen und umfallen zu dürfen, sollen sie Ferienhäuser werden. Zugunsten Weniger wird Substanz von Landschaft zerstört werden, denn wo ein Ferienhäuschen ist, ist die Zufahrtstrasse nicht weit.

Ich bin aber zuversichtlich. Die StimmbürgerInnen haben in den letzten Jahren im Bund, in den Kantonen, in den Gemeinden Gesetzen zugestimmt, die Landschaft schützen wollen. Immer gegen eine kräftige Seilschaft der Fédération des Profiteurs. Und immer auch in guter Abgrenzung zu den Heimattrompetern, die den Fremden die Schuld am Heimat- und Landschaftsverlust geben und sie vertreiben wollen, damit Landschaft gut werde. ●

○ Köbi Gantenbein, *1956, Chefredaktor und Verleger von *Hochparterre*, lebt und arbeitet in Fläsch und Zürich. Schreibt vorab über Landschaft, Raumplanung und das Leben im Alpenraum.

hochparterre.ch

○ Ueli Greminger, *1956, Pfarrer am St. Peter, amtet als Prediger, Seelsorger, Dialogpartner und als Schreiberling. Nächstes Buchprojekt: *Leo Jud trifft Hugo Ball. Die Zürcher Reformation im Fegefeuer des Dada*. Zürich 2019.

○ Die Predigt wurde gehalten am 16. September 2018 in der Kirche St. Peter in Zürich.